

## A. REFERATE ÜBER DEUTSCHSPRACHIGE NEUERSCHEINUNGEN

JÖRN MÜLLER: *Physis und Ethos. Der Naturbegriff bei Aristoteles und seine Relevanz für die Ethik*. 187 S., Königshausen & Neumann 2006; ISBN 3-8360-3443-0, EUR 28, 00

Im Ethik-Diskurs der Moderne schien lange (insb. wg. der von D. Hume, G. E. Moore u. a. vorgelegten Warnung vor sog. ‚*naturalistic fallacies*‘) ein Rückgriff auf naturalistische Argumente kaum aussichtsreich. Zunehmend wird die Debatte jedoch von der Einsicht bestimmt, daß sich antike (an Fragen des guten u. gerechten Lebens orientierte) Ethikkonzeptionen erfolgversprechend in aktuelle Ethiken integrieren lassen. Während sich das Interesse bislang allerdings v. a. auf den Hellenismus richtete (Stichwort: Lebenskunst), wurde der aristotelischen Theorie eher nur stiefmütterliche Aufmerksamkeit zuteil. Diesem Defizit hilft nun die Studie von Jörn Müller gründlich ab. Die Untersuchung gliedert sich in drei Hauptteile: Der erste Teil geht der Frage nach, was der vielschichtige Ausdruck φύσις bei Aristoteles bedeutet (i), der zweite Teil überprüft die Signifikanz dieses Physis-Konzepts für die aristotelische Ethik (ii), der dritte Teil diskutiert die Relevanz dieses Ansatzes in Hinsicht auf aktuelle Ethiktheorien (iii).

(i) Während (wie ein kurzer begriffsgeschichtlicher Rekurs belegt) φύσις vor Aristoteles v. a. als Ausgang- und Zielpunkt eines organischen Prozesses bzw. als dieser selbst begriffen wurde, ist der aristotelische Naturbegriff wesentlich durch ein spezifisches Verständnis der φύσει ὄντα geprägt. Nach Müller ist das φύσει ὄν insb. durch „zwei fundamentale Bestimmungen charakterisiert: 1. Es erreicht aus sich selbst heraus seine Endgestalt. 2. Es hat den Ursprung seiner Bewegung in sich selbst. [vgl. Phys. 199b15–18, 192b13–15, 200b12–13; 253b5–6; Met. 1015a14–15] Diese beiden Charakteristika, die man als autopoetische (1) und autokinetische (2) Bestimmung bezeichnen kann, zeigen, daß Aristoteles das natürlich Seiende in bewußter Absetzung vom künstlich Seienden, das durch die menschliche τέχνη entstanden ist, versteht.“ (16 f.) Anders als bei Platon („implizierte Assimilierung von künstlichen und natürlichen Dingen“) erscheine ‚Physis‘ bei Aristoteles als ein „Begriff der Differenzierung: ‚Unter den vorhandenen [Dingen] sind die einen von Natur aus, die anderen sind aufgrund anderer Ursachen da.‘“ [Phys. 192b8–9] (17). Ein weiteres wichtiges Merkmal eines ‚natürlichen Dinges‘ ist für Aristoteles dessen Materialität: „Denn sein [scil. des Naturforschers] Gebiet sind solche Gegenstände, die der begrifflichen Form nach zwar abtrennbar sind, aber nur an einem Stoff da sind.“ [Phys. 194b12–13]. Ebenfalls typisch für natürliche Prozesse ist die hier beobachtbare Regularität. Zur Deskription natürlicher Regelmäßigkeit verwende Aristoteles die Ausdrücke φύσει, κατὰ φύσιν und ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ „bedeutungsgleich“ (19). Dem aristotelischen Physis-Verständnis wohne ferner eine eigentümliche „Spannung“ inne: „Einerseits bezeichnet

φύσις die Optimal- bzw. Vollendungsgestalt, mithin das τέλος des Werdens eines natürlichen Wesens, andererseits aber auch das empirisch feststellbare Ergebnis des Entwicklungsprozesses [...] Das Natürliche wird also bei Aristoteles sowohl als Ideales wie auch als Normales gedacht.“ (ebd.). Noch in einer weiteren Hinsicht „oszilliere“ dieses Naturverständnis: Einerseits fasse der Stagirit φύσις als Eigenschaft eines einzelnen Dinges auf (φύσις als Einzelnatur), andererseits fänden sich im *Corpus Aristotelicum* auch Passagen, die „auf ein teleologisch fundiertes Verständnis von Allnatur“ hinweisen (21). Müller betont indes, daß „eine Personifizierung der Natur als separate Entität aus systematischer Sicht geradezu ein Anachronismus für Aristoteles“ wäre (ebd.). Im Gegensatz dazu sei die bei ihm ebenfalls anzutreffende Vorstellung von Natur als „Gesamtheit oder Inbegriff aller natürlichen Dinge“ durchaus mit seiner Gesamtkonzeption vereinbar. Sie diene insb. der Abgrenzung gegenüber den technischen Dingen. Für den aristotelischen Naturbegriff sei überdies kennzeichnend, „daß er sowohl die belebte als auch die unbelebte Natur in einem gemeinsamen begrifflichen Schema zu subsumieren vermag“ (33). Die Grenze zwischen beiden Bereichen sei dadurch markiert, daß Aristoteles die Psyche als physis der Lebewesen in ihrer primären Bedeutung i. S. einer *anima forma corporis* begreife. Aufgrund dieses hylemorphistischen Axioms sei Aristoteles die Vorstellung eines Leib-Seele-Dualismus ebenso fremd wie die platonische Identifikation von Seele und Mensch (vgl. 35). Unter wissenschaftstheoretischen Gesichtspunkten (insb. im Hinblick auf Typen biologischer Explanation) ist Müllers Bemerkung belangreich, wonach für Aristoteles die Form stets „als erklärendes Prinzip für die Materie“ gilt (36). Natürliche Regelmäßigkeit bezeige sich bei lebendigen Entitäten als Finalität. Die bei Aristoteles „eigentümliche Verschränkung von Individuum und Artbegriff“ (52) führt Müller (im Rückgriff auf J. Cooper 1982) zu einer Physis-Deutung, welche diese natürliche Teleologie unter die Perspektive einer artspezifischen Betrachtung bringt.

(ii) Diese artspezifische Betrachtung leitet über zu der v. a. ethisch relevanten Frage nach der *Natur des Menschen*. Müller konzentriert sich in diesem Kontext zunächst auf die Sonderstellung des Menschen, die in der Vielfältigkeit seiner Tätigkeiten und der durch sie verfolgten Güter besteht. Die von allen Menschen erstrebte Glückseligkeit erweist sich dabei als Vollendungsgestalt der menschlichen Natur, die jedoch nicht in monolithischer Form zu denken ist, sondern mehr als eine mögliche (und legitime) Konkretisierung zeigt, wie die aristotelische Kennzeichnung sowohl des kontemplativen als auch des praktischen Lebens als Gestalten der Glückseligkeit beweist. Eine zentrale Rolle für die Bestimmung der menschlichen Natur spielt dabei das von Müller ausführlich diskutierte *ergon*-Argument in der *Nikomachischen Ethik*. Die menschliche Natur bildet insgesamt den normativen Rahmen für eine nicht-beliebige Vielfalt, deren konkrete Ausgestaltung im Ethos der Polis und in der von der praktischen Weisheit sowie den Tugenden des einzelnen Akteurs konstituierten Lebensform erfolgt. Damit erweist sich die menschliche Natur als ebenso entwurfsoffen wie entwurfsbedürftig, wobei Aristote-

les die in der ersten Natur vorgegebenen Momente (wie z. B. die Affektivität) konstruktiv in die Gestaltung der zweiten sittlichen Natur einbindet. Natur fließt damit in der für die Naturphilosophie erarbeiteten Doppelgestalt als Anfangs- und Endgestalt, als Vorgabe und als Aufgabe in die ethische Betrachtung ein.

(iii) Im abschließenden (systematischen) Teil demonstriert Müller zunächst im Sinne eines a-fortiori-Arguments, daß der von Hume und Moore eingebrachte Vorwurf der *naturalistic fallacy* selbst dann nicht auf Aristoteles zuträfe, wenn dieser Einwand (was nach B. Williams 1985 ohnehin eher fraglich scheint) überhaupt tragfähig wäre. Dies gilt insb. deswegen, weil die aristotelische Ethik (a) zwischen einem nur ‚scheinbar Guten‘ und dem ‚tatsächlich Guten‘ differenziert, (b) dieses tatsächliche Gute gerade nicht durch ein naturalistisches Strebevermögen als determiniert ansieht, sondern (c) sie gerade auf die Realisierung der in der menschlichen Natur angelegten (deshalb einzigartigen) Entscheidungsfreiheit abzielt (vgl. 138–147). Wie fruchtbar der aristotelische Ansatz für die Gegenwart ist, beweist sich nach Müller (147–162) an dem von M. C. Nussbaum / A. Sen vorgelegten (auch von der politischen Intuition des ‚aristotelischen Sozialdemokratismus‘ getragenen) sog. *capability approach*, den Müller in einigen Details zwar für verbesserungsfähig hält (157 ff.), der aber insgesamt geeignet zu sein scheint, die (nun präziser verstandenen) naturalistischen Prämissen der aristotelischen Ethik (i. S. einer ‚materialen Anthropologie‘) in die Argumentationen des modernen (auf Normbegründung abzielenden) ethischen Diskurses einzufügen, ohne dabei den Status sog. Letztbegründungen für sich zu reklamieren.

Insgesamt stellt Müllers Studie methodisch unter Beweis, wie philologische Gründlichkeit und präzise Hermeneutik beachtliche Beiträge zur gegenwärtigen Ethik-Diskussion liefern können. In der Sache demonstriert sie, daß der Rekurs auf die aristotelische Ethik für die Gegenwart ebenso unverzichtbar ist wie die darin grundgelegten Überlegungen zur ‚Natur des Menschen‘.

Martin F. Meyer, Münster